

**Marijan Bobinac**

Sveučilište u Zagrebu, Filozofski fakultet, mbobinac@m.ffzg.hr

## Postimperiale Diskurse im Spätwerk von Joseph Roth

### *Die Kapuzinergruft und Schwarz-gelbes Tagebuch*

#### 1.

»Das Wesen Österreichs ist nicht Zentrum, sondern Peripherie«,<sup>1</sup> wird in Joseph Roths Roman *Die Kapuzinergruft* vom Grafen Chojnicki behauptet, einer Figur, deren Ansichten in vieler Hinsicht mit jenen der gleichnamigen Person im *Radetzkymarsch* übereinstimmen. Zu dieser Behauptung sieht sich der polnischstämmige Aristokrat durch die Bemerkung einer anderen Romanfigur veranlasst, wie merkwürdig es sei, dass die Slowenen trotz aller Erniedrigungen, denen sie in der Monarchie ausgesetzt würden, den Geburtstag des Kaisers feiern: »In dieser Monarchie«, so Chojnicki, »ist nichts merkwürdig«, im Gegenteil, »das sogenannte Merkwürdige« sei »für Österreich-Ungarn das Selbstverständliche«, nur dem »Europa der Nationalstaaten und der Nationalismen« erscheine »das Selbstverständliche sonderbar«.<sup>2</sup> Dass diese und manche anderen Äußerungen Chojnickis frappante Ähnlichkeiten mit den politischen Stellungnahmen seines

**Abstract:** One of the central topics in the work of Joseph Roth is the experience of loss that accompanied the collapse of the Habsburg multi-ethnic empire. Both his early post-war retounee novels and journalistic texts, as well as his later nostalgic narratives and publicist writings, are characterized by a constellation of post-imperial interdependencies linked to the disintegration of Eurasian empires and the emergence of new nation-states. This paper illustrates the issue by means of analyzing two representative texts, whereby special attention is paid to the role of post-imperial discourse and its specific articulation in fictional and journalist formats.

**Key words:** Joseph Roth, New Imperial History, post-imperial discourse

1 Roth: *Die Kapuzinergruft*, S. 873.

2 Ebd., S. 872f.

Autors Roth aufweisen, geht aus einer Vielzahl von Roths essayistisch-journalistischen Texten der 1930er Jahre klar hervor.

In Chojnickis bzw. Roths Differenzierung von Zentrum und Peripherie innerhalb imperialer Machtstrukturen, in der Entgegenstellung von imperialen Staatsgebilden und Nationalstaaten, in wiederholten, positiv konnotierten Hinweisen auf die ethnische und kulturelle Vielfalt der ersteren und im Gegensatz zur negativ konnotierten ethnischen und kulturellen Homogenität der letzteren, lassen sich deutliche Analogien zu einigen grundlegenden theoretischen Konzepten der neueren Imperienforschung erkennen. Auch wenn man den fiktionalen Kontext, dem die genannten Äußerungen entstammen, berücksichtigt und darüber hinaus auch Roths sprichwörtliche Theoriefeindlichkeit im Sinne hat, bleiben die Übereinstimmungen zwischen den Denkpositionen des Autors und dem Jahrzehnte später entstandenem Theorieentwurf so auffällig, dass sie sich für eine vergleichende Analyse postimperialer Verflechtungen in Roths spätem Erzählwerk und gleichzeitig entstandenen essayistisch-journalistischen Texten geradezu anbieten.

Hinzuzufügen wäre allerdings, dass die theoretischen Konzepte wie sozio-kulturelle Differenzen innerhalb imperialer Staatsformationen oder die Dichotomie von Zentrum und Peripherie in der Imperienforschung – so wie sie zu Roths Lebzeiten und lange danach betrieben wurde – einen wesentlich geringeren Stellenwert als in den neueren postimperialen Studien hatten. Die lange tonangebende, nationalstaatlich bestimmte Herangehensweise wird jedoch seit den 1990er Jahren von neuen Forschungsansätzen immer mehr in die Defensive gedrängt. Von einer Überholtheit und Hinfalligkeit imperialer Herrschaftsstrukturen ist nicht mehr die Rede, im Gegenteil, sie werden nun wertfrei als ein »transhistorisches, sich unter anderen Vorzeichen auch in der Gegenwart fortsetzendes Ordnungsmodell«<sup>3</sup> begriffen. Entscheidende Impulse für diese Umorientierung im Imperiendiskurs gingen von der geschichtswissenschaftlichen Forschungsströmung ›New Imperial History‹ aus, Impulse, die bald darauf auch von einigen anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen übernommen wurden.<sup>4</sup>

3 Leonhard/Hirschhausen: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*, S. 14.

4 Aus einer Vielfalt von Monographien und Sammelbänden, die den Imperiendiskurs der letzten Jahrzehnte bestimmt haben, sei auf folgende Titel hingewiesen: Barkey/Hagen (Hgg.): *After Empire*; Münkler: *Imperien*; Darwin: *After Tamerlane*; Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt*; Burbank/Cooper: *Empires in World History*; Osterkamp: *Kooperatives Imperium*.

## 2.

Wie aufschlussreich literarische Darstellungen von politischen, sozialen und kulturellen Aspekten imperialer wie auch postimperialer Staatsformationen sein können, werde ich im Folgenden am Beispiel von Roths Roman *Die Kapuzinergruft* (1938) und seiner journalistisch-essayistischen Artikelserie *Schwarz-gelbes Tagebuch* (1939) zu zeigen versuchen. Dass sich Roth beim Schreiben über die versunkenen Vielvölkerreiche und ihre Nachfolgestaaten vor allem auf die Donaumonarchie und die erste österreichische Republik fokussiert, hängt nicht nur damit zusammen, dass er mit dem (ex-)habsburgischen Universum – von Galizien als dessen äußerster östlicher Peripherie bis hin zum imperialen Zentrum Wien – bestens vertraut war, sondern geht eindeutig auch daraus hervor, dass er seit den 1930er Jahren sein politisch-publizistisches Engagement für Österreich zunehmend mit der Wiederherstellung der Monarchie in Verbindung brachte.

Wie relevant die Themenfelder wie Imperium/Nationalstaat und Zentrum/Peripherie für den Roman *Die Kapuzinergruft* sind, wurde schon anfangs an einigen markanten Aussagen des Grafen Chojnicki gezeigt. Er – wie auch der Protagonist und Ich-Erzähler Franz Ferdinand Trotta – gehört zu einer Gruppe reicher Wiener Müßiggänger, die sich in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen Vergnügungsorten treffen: Sie teilen die kritischen Einstellungen des polnischen Grafen zur Lage in der Monarchie, verharren aber in ihrem sorglosen, von Leichtsinn und Dekadenz geprägten Lebensstil. Dass Österreich-Ungarn viel mehr Rechte seinen slawischen Völkern einräumen sollte, glaubt auch der Protagonist Trotta, selbst Spross einer slowenischstämmigen Familie. Nicht zufällig heißt er Franz Ferdinand nach dem habsburgischen Thronfolger, der sich bekanntlich im Rahmen einer imperialistischen territorialen Reichsordnung für eine slawische Entität einsetzte und zu dessen engstem Vertrautenkreis auch der Vater des Ich-Erzählers gehörte.

Dieser thematische Komplex, vor allem aber der Familienname des Protagonisten wurde in der Kritik von Anfang an als Hinweis gedeutet, bei der *Kapuzinergruft* handle es sich um eine Art Fortsetzung des *Radetzkymarsches*. Obwohl der Autor durchaus mit den Erwartungen des Lesers spielte, lässt sich *Die Kapuzinergruft* keineswegs als eine »bruchlose Fortsetzung«<sup>5</sup> des *Radetzkymarsches* bezeichnen. Es handelt sich dabei – wie öfters in der Forschung festgehalten – nicht nur um eine andere Erzählkonzeption, mit der Roth zum ersten Mal seine bis dahin vorherrschende heterodie-

5 Englmann: *Poetik des Exils*, S. 261.

getische Fokalisierung aufgibt und seine Geschichte konsequent aus der Ich-Perspektive des Protagonisten erzählt. Hingewiesen wurde auch darauf, dass im *Radetzkmarsch* die Monarchie »in ihrem Glanz und ihrem Elend [...] nuancenreich geschildert und im tragischen Schicksal der Hauptfiguren indirekt einer Kritik unterworfen« werde; in der *Kapuzinergruft* sei sie hingegen nur noch als »eine historische Erinnerung« vorhanden, »fast eine Religion«,<sup>6</sup> wie Roth auch selbst im *Schwarz-gelben Tagebuch* im Februar 1939 festhält.

Obwohl sich der Protagonist als ein entfernter Verwandter des ›Helden von Solferino‹ vorstellt, entstammt er einem anderen, nicht-geadelten Zweig der Trottas, dessen Angehörige ein großbürgerliches Leben in der Metropole Wien führen und keine Kontakte zu der anderen Familienlinie pflegen. Den Unterschied zwischen den beiden Linien sieht Franz Ferdinand vor allem darin, dass die »geadelten Trottas [...] fromm-ergebene Diener Franz Josephs« waren, während sich sein Vater als »ein Rebell«, zugleich aber auch als »ein Patriot«<sup>7</sup> hervortat, der sich – wie angedeutet – am Projekt einer radikalen Reformierung der Doppelmonarchie aktiv beteiligte. Außerdem kehrt Franz Ferdinand – im Gegensatz zu den Trottas des *Radetzkmarsches*, die zusammen mit dem Habsburger Reich und dem Kaiser Franz Joseph zugrunde gehen – unversehrt aus dem Krieg nach Wien zurück und setzt seine gewohnte Existenz in Passivität fort. Nicht unähnlich den Heimkehrergestalten in Roths frühen Romanen kann sich Franz Ferdinand weder ökonomisch noch privat in die Nachkriegsgesellschaft einfügen: Sein beträchtliches familiäres Eigentum wird großenteils wegen Fahrlässigkeit und Spekulationen verloren, auch seine Ehe geht in die Brüche, seine Frau verlässt ihn, die Fürsorge um ihr gemeinsames Kind übernehmen Freunde. In der kleinen Republik Österreich vermisst er kläglich die alte festgefügte Ordnung der Monarchie, den neuen Phänomenen wie Frauenemanzipation oder moderne Kunst steht er verständnislos gegenüber, schließlich hört er auf, sich überhaupt für äußere Ereignisse zu interessieren. Vom Einmarsch der Wehrmacht in Österreich 1938 völlig überrumpelt, fällt dem vereinsamten Trotta nichts anderes ein, als einen symbolischen Gang zur Kapuzinergruft zu unternehmen; vor dem verschlossenen Eingang zur habsburgischen Grabstätte bleibt er aber stehen, mit der resignierten Frage auf den Lippen: »Wohin soll ich, ich jetzt, ein Trotta? ...«<sup>8</sup>

6 Doppler: »Die Kapuzinergruft«, S. 93.

7 Roth: *Die Kapuzinergruft*, S. 866.

8 Ebd., S. 982.

Trottas tiefe Erschütterung durch den Anschluss Österreichs an das Nazi-Deutschland ist offensichtlich auch der Auslöser für seinen Entschluss, vom aktuellen historischen Standpunkt aus und vor dem Hintergrund einer sukzessiven Zersetzung des österreichischen Staatswesens eine kritische Rechenschaft über sein bisheriges Leben seit der sorglosen Jugend in Wien um 1914 abzulegen; daraus ergibt sich die retrospektive Form des Romans. Die räumliche Verortung der Geschichte erinnert in vieler Hinsicht an die Schauplätze der früheren Romane des Autors, die im Wesentlichen zwischen der Metropole Wien und den östlichen Peripherien der Monarchie situiert sind. In der *Kapuzinergruft* wird auch das bekannte Register von Roths Motiven und Figurenkonstellationen variiert: der lebensschwache Nachkomme einer altehrwürdigen Familie, Gestalten kraftvoller, lebens-tüchtiger Südslawen und galizischer Juden, das Sterben eines treuen Dieners, Jadowkers Grenzschenke, der russische Agent Kapturak. In der Forschung wurde darauf hingewiesen, dass Roth im Roman auch einige Passagen aus seinen gleichzeitig entstehenden essayistisch-journalistischen Texten übernommen hat, so dass *Die Kapuzinergruft* – wie Alfred Doppler bemerkt – im Grunde »keine allmählich gewachsene Erzählung, sondern eine *Erzähl-montage*« ist; darin vermutet der österreichische Germanist auch einen Grund dafür, dass der Roman »von der zeitgenössischen Kritik kaum und von der wissenschaftlichen Forschung lange Zeit wenig geschätzt« und dass sein »besondere[r] Kunstcharakter« erst später, vor allem seit den 1980er Jahren, angemessen gewürdigt wurde.<sup>9</sup>

Dass *Die Kapuzinergruft* jahrzehntelang zu den weniger gelungenen Werken des Autors gezählt wurde, mag auch am moralischen Impetus des Autors Roth gelegen haben, einer Einstellung, die er mit einigen anderen österreichischen Exilautoren wie Ödön von Horváth und Franz Theodor Csokor teilte. Mit diesem Impetus lässt sich auch Roths Entrüstung erklären, mit der er im *Schwarz-gelben Tagebuch* im April 1939 auf die ironische Schreibweise Thomas Manns in dem Essay *Bruder Hitler* (1938) reagiert: Jetzt – so Roth – sei nicht die Zeit der Ironie, jetzt ist »die Kunst *unbedingt* die Sache der Moral.«<sup>10</sup> In diesem Kontext dürfte auch die Reue betrachtet werden, mit der Trotta, der Protagonist der *Kapuzinergruft*, retrospektiv über die verpassten Gelegenheiten seines Lebens grübelt, über »Sünden«, die »meine Freunde und ich auf unsere Häupter luden«, die aber »gar nicht

9 Doppler: »*Die Kapuzinergruft*«, S. 92.

10 Roth: *Werke* 3, S. 1463 (Hervorhebung im Original).

unsere persönlichen«, sondern, wie er hinzufügt, »nur die schwachen Vorzeichen der kommenden Vernichtung«<sup>11</sup> wären.

Ob er mit seinen Betrachtungen den unheilvollen Ereignissen, die mit dem Weltkrieg, dem Zusammenbruch des Imperiums, der Gründung neuer Nationalstaaten und dem Siegeszug totalitärer Ideologien verbunden sind, tatsächlich gerecht wird, steht allerdings auf einem anderen Blatt. Als ein »politisch uninteressierter Zeitgenosse«<sup>12</sup> legt Trotta – trotz seines Sinneswandels – »eine peinliche Ahnungslosigkeit an den Tag«,<sup>13</sup> eine Attitüde, die von einer eigentümlichen Ausblendung der historischen Wirklichkeit gekennzeichnet ist und vom Autor konsequent im Erzählfluss des Romans vorgeführt wird. Im Gegensatz zur älteren Forschung, die darin einen Rückschritt im Vergleich zum »perspektivenreicheren« *Radetzky* sah, wird das »monoperspektivische Erzählen« der *Kapuzinergruft* in der neueren Forschung als »formale Modernität« des Romans hervorgehoben: An den Leser wird damit eine »ungleich anspruchsvollere Aufgabe« delegiert, »die Täuschungen des Erzählers selbst aufdecken zu müssen«.<sup>14</sup> Sehr deutlich zeigt sich das in Trottas scheinbar kritischen Reflexionen über die Verhältnisse in der Habsburger Monarchie, wobei er – angeblich unter Berufung auf seinen Vater – eine soziale und politische Kritik bemüht, deren zugespitzte Thesen sich einer leeren, sentimental getönten Argumentation bedienen:

Von den Steuern, die mein armer Vetter, der Maronibrater Joseph Branco Trotta aus Sipolje, von den Steuern, die mein elendiglich lebender jüdischer Fiaker Manes Reisinger aus Zlotogrod bezahlte, lebten die stolzen Häuser am Ring, die der baronisierten jüdischen Familie Todesco gehörten, und die öffentlichen Gebäude, das Parlament, der Justizpalast, die Universität, die Bodenkreditanstalt, das Burgtheater, die Hofoper und sogar noch die Polizeidirektion. Die bunte Heiterkeit der Reichs-, Haupt- und Residenzstadt nährte sich ganz deutlich – mein Vater hatte es so oft gesagt – von der tragischen Liebe der Kronländer zu Österreich: der tragischen, weil ewig unerwiderten.<sup>15</sup>

Dass das Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie im Habsburger Reich von zahlreichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten geprägt war und sicherlich auch wesentlich zu seinem Untergang beigetragen hatte, kann kaum bezweifelt werden; wendet man jedoch die angedeuteten imperialen Machtverhältnisse auf die Lebensumstände von Trottas Freunden aus der Provinz an, so merkt man, dass es sich in ihrem Fall keineswegs um eine ›unerwiderte Liebe‹ zu Wien handelt, da die beiden – im Grunde selbstbe-

11 Roth: *Die Kapuzinergruft*, S. 877.

12 Pauli: *Joseph Roth*, S. 31.

13 Doppler: »*Die Kapuzinergruft*«, S. 93.

14 Englmann: *Poetik des Exils*, S. 259f.

15 Roth: *Die Kapuzinergruft*, S. 908.

wussten, äußerst pragmatischen – Bauern der Kaiserstadt eher indifferent gegenüber stehen. Als fragwürdig erscheint auch Trotta's eingebildete Nähe zu den beiden Landmenschen, die ihn in seinem Glauben bestärkt, er sei nicht so verwöhnt wie seine Kaffeehausfreunde und führe ein viel authentischeres Leben; dabei will er nicht wahrhaben, dass sich sein müßiges Großstadtleben mit dem harten Arbeitsalltag auf dem Lande nicht vergleichen lässt. Und obwohl der Erzählhaltung Trotta's kein kritisches Potenzial bescheinigt werden kann, so lässt sich doch nicht übersehen, dass in seinem Lebensbericht auch maßgebliche gesellschaftliche Phänomene der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Sprache kommen – und damit auch die für unseren Zusammenhang zentralen thematischen Aspekte Imperium/Nationalstaat und Zentrum/Peripherie.

Die Dichotomie zwischen dem imperialen Zentrum und den peripheren Reichszonen erweist sich sogar als wichtiges Strukturierungselements des Romans. Die geopolitische Verortung im Dreieck zwischen der Metropole Wien, Galizien im Nordosten und den slowenischen Ländern im Südwesten der Monarchie, die für *Die Kapuzinergruft* konstitutiv ist, deutet sich bereits im *Radetzkymarsch* an: Leutnant Carl Joseph von Trotta, der durch seinen Großvater, den »Helden von Solferino«, über slowenische Wurzeln verfügt, versieht seinen Dienst in einem galizischen Regiment, wo er sich mit dem jüdischen Regimentsarzt Max Demant befreundet. Noch viel deutlicher kommt die slowenisch-galizische Relation in der *Kapuzinergruft* zum Vorschein, wo eine vergleichbare Freundschaft, wenngleich auf einer niedrigeren sozialen Ebene, den Maronibrater Joseph Branco Trotta aus dem slowenischen Sipolje, dem mythischen Ursprungsort der Familie Trotta, mit dem jüdischen Fiaker Manes Reisiger aus dem galizischen Zlotograd verbindet.

Die Interaktion zwischen dem Slowenischen und Galizisch-Jüdischen auf der einen und der Kaisermetropole auf der anderen Seite bahnt sich in der *Kapuzinergruft* mit dem Besuch Joseph Branco Trotta's bei seinem Wiener Vetter Franz Ferdinand an, einem Anlass, der auch die Romanhandlung in Bewegung bringt. Der Protagonist, der sich zwar zu seiner slowenischen Herkunft bekennt, aber im deutschsprachigen Wien aufgewachsen und daher völlig assimiliert ist, wird damit zum ersten Mal mit der slawischen Provinzwelt des Habsburger Reiches und damit auch mit seiner imaginierten slowenischen Heimat konfrontiert. Den großstädtischen Dandys um Franz Ferdinand erscheint Branco als urwüchsig und authentisch, als eine neue Attraktion in ihrem alltäglichen Müßiggang, die sich auch modisch auswerten lässt. Ähnlich verhält es sich auch mit dem galizischen Juden Manes Reisiger, mit dem sich der Maronibrater Branco auf seinen Reisen befreundet hat. Wie der Slowene von der Faszination, die von ihm auf

die Freunde Franz Ferdinands ausgeht, zu profitieren weiß, so zeigt sich auch der galizische Jude als ein pragmatisch denkender Mensch: Von den Großstädtern erwartet Reisiger Hilfe bei der Aufnahme seines angeblich hochbegabten Sohnes Ephraim in das Wiener Konservatorium, was vom Grafen Chojnicki, der seinen galizischen ›Landleuten‹ gerne zur Hand geht, mühelos bewerkstelligt werden kann.

Das selbstbewusste Auftreten von Branco und Reisiger stößt auf Sympathie bei den Wiener Bonvivants, die in den beiden Bauern nicht nur das vorgeblich ›Authentische‹ und ›Archaische‹ zu entdecken glauben. Sie sehen in den Bauern auch die Verkörperung eines ›echten imperialen Österreichtums‹, mit dessen Hilfe sich ihrer Meinung nach eine Art Gegengewicht zu dem aufkommenden und für sie höchst beunruhigenden Nationalismus habsburgischer Völker errichten ließe. Ihre Kaffeehaus-Plaudereien, die die ethnische Vielfalt der Donaumonarchie verklären, legen aber auch eine einzigartige Ignoranz an den Tag, wenn sich einer von ihnen mit allem Ernst zu der Behauptung versteigt, dass den Slowenen (die zum größten Teil in der österreichischen Reichshälfte und daher unter der Dominanz von Deutschösterreichern lebten) ihre »primitivsten nationalen Rechte« von den Ungarn genommen werden; allerdings – wie einer der Freunde Trottas offenbar lobend behauptet – »wehren sich« die Slowenen, »sie rebellieren sogar gelegentlich oder haben zumindest den Anschein zu rebellieren, aber sie feiern den Geburtstag des Königs«. <sup>16</sup>

Im Gegensatz zu seinen Freunden, die bald das Interesse an den beiden Landmenschen verlieren, begibt sich Franz Ferdinand auf Einladung Reisigers auf eine Reise nach Galizien, wo sich zu den beiden Freunden auch der slowenische Vetter Branco gesellen sollte. Aber auch die Reise nach Zlotogrod, angetreten als eine Art Suche nach der Identität, führt den Protagonisten zu keinem sinnerfüllenden Ziel. Er ist zwar von der einfachen Welt der Provinz zutiefst fasziniert und fühlt sich mit ihr geistig verbunden, steht aber dem Leben der einfachen Leute ratlos gegenüber – und verkehrt daher vor allem in der Gesellschaft der lokalen Elite. In Zlotogrod erfährt Franz Ferdinand auch vom kaiserlichen Manifest und dem bevorstehenden Ausbruch des Krieges. Ergriffen von einem hektischen Aktivismus, entscheidet er sich – statt sich seiner angestammten Wiener Reserveinheit anzuschließen – lieber mit Branco und Reisiger in ihrer galizischen Einheit zu kämpfen. In Wien gelingt es ihm, diesen Plan durchzusetzen; ihm gelingt dabei auch ein anderes Anliegen: die Schwester eines seiner Kaffeehaus-Freunde zu heiraten. Doch bevor er seine Ehe überhaupt konsumieren

16 Ebd., S. 872.

kann, geht sie offenbar in die Brüche; auch der Dienst in der galizischen Einheit endet mit einem Fiasko, da Trottas Truppe kurz nach Kriegsbeginn in russische Kriegsgefangenschaft gerät.

Der Weltkrieg, seine Ursachen und sein Verlauf werden in Trottas Lebensbericht fast völlig ausgespart, das Kriegsgeschehen kommt nur insofern zur Sprache, als es die private, grundsätzlich politikferne Sphäre des Protagonisten und seiner Freunde betrifft. Die großen gesellschaftlichen Umwälzungen der letzten beiden Kriegsjahre, Entstehung neuer Massenideologien, Revolutionen, der Zerfall imperialer Ordnungen, die Entstehung neuer Nationalstaaten und die paramilitärische Gewalt der Nachkriegszeit gehen an Franz Ferdinand Trotta vorbei. Im Jahr 1918 nach Wien zurückgekehrt, begibt er sich zuerst – und damit wird zugleich die Schlusszene des Romans vorweggenommen – zur Kapuzinergruft, einem Ort des Todes, an dem ihm angesichts des Niedergangs des Reiches und der Dynastie sein eigenes Unvermögen, die Familiengeschichte im Einklang mit den Vorstellungen seines Vaters fortzuführen, kläglich bewusst wird:

Es war das Ende. Ich dachte an den alten Traum meines Vaters, den von einer dreifältigen Monarchie, und daß er mich dazu bestimmt hatte, einmal seinen Traum wirklich zu machen. Mein Vater lag begraben auf dem Hietzinger Friedhof, und der Kaiser Franz Joseph, dessen treuer Deserteur er gewesen war, in der Kapuzinergruft. Ich war der Erbe. [...]. Ich ging an der Kapuzinergruft vorbei. Auch vor ihr ging ein Wachtposten auf und ab. Was hatte er noch zu bewachen? die Sarkophage? das Andenken? die Geschichte? Ich, ein Erbe, ich blieb eine Weile vor der Kirche stehen. Der Posten kümmerte sich nicht um mich.<sup>17</sup>

Die markante historische Zäsur, die eine radikale geopolitische Neugestaltung Mitteleuropas bringt, bewegt Trotta nicht etwa zu einer Veränderung seiner früheren Lebensweise: Er führt weiterhin »ein Leben im historischen Vakuum, so wie er es auch vor dem Krieg führte«. <sup>18</sup> Zu der politischen Ver-lusterfahrung gesellt sich die private: Ratlos muss er mitansehen, wie seine Ehefrau Elisabeth mit einer Hochstaplerin eine lesbische Beziehung eingeht und gemeinsam mit ihr und einem – für Roths Aversion gegenüber dem Preußentum kennzeichnend – norddeutschen Schwindler sein familiäres Vermögen ruiniert. Ein kurzes Glück mit seiner Frau wird für Trotta erst nach dem abrupten Verschwinden ihrer Liebhaberin möglich, ihr erneutes Auftauchen bedeutet aber einen endgültigen Bruch mit Elisabeth.

Dass sich der Protagonist in der Alltagsrealität der Nachkriegsjahre immer fremder fühlt, dazu trägt wesentlich auch der Umstand bei, dass er das kleine Rumpf-Österreich nicht als seine Heimat erleben kann und dass die

<sup>17</sup> Ebd., S. 933.

<sup>18</sup> Englmann: *Poetik des Exils*, S. 271.

beiden Jahrzehnte zwischen der Gründung der Republik und dem Anschluss für ihn von einem historischen Stillstand geprägt sind. So verwundert es auch nicht, dass sich sein Lebensbericht vorwiegend um die Erschütterungen des privaten Lebens bewegt und nur wenig über das politische und soziale Geschehen in der Ersten Republik verrät. Das äußert sich auch darin, dass die Erzählung weniger in einer kontinuierlich ineinandergreifenden Geschichte, sondern in lose verbundenen Sequenzen verschiedener Stadien psychosozialer Befindlichkeit des Protagonisten verläuft.

Ein wichtiger Orientierungspunkt bleibt die Freundschaft Trottas zu seinen beiden Freunden von den Peripherien des ehemaligen gemeinsamen Staates, die – wie er selbst – an den Folgen der veränderten geopolitischen Lage leiden. In den Augen des Protagonisten – und zweifellos auch in den Augen seines Autors Roth – fungiert die slawisch-jüdische Welt nach wie vor als ein positives Gegenbild zu den Auflösungserscheinungen der vom Nationalismus dominierten Epoche. Während es sich bei Trotta jedoch vorwiegend um eine geistige Verlusterfahrung handelt, leiden die beiden Bauern viel mehr an den praktischen Konsequenzen der Grenzziehung zwischen den neu gegründeten Nationalstaaten – für den slowenischen Maronibrater Branco bedeutet die neue Situation erhebliche finanzielle Verluste, da er sich im ehemals einheitlichen Wirtschaftsraum nicht mehr ohne weiteres bewegen kann. Der galizische Jude Reisinger kann von schweren privaten Schicksalsschlägen berichten, da seine Heimatstadt im Krieg zerstört wurde und seine Familienmitglieder ums Leben gekommen sind. Sein geliebter Sohn Ephraim, der seine musikalische Ausbildung in Wien aufgegeben hat und zum Berufsrevolutionär geworden ist, wird während der Februarkämpfe 1934 von den Regierungstruppen hingerichtet.

Auch diesem politischen Ereignis, das die endgültige Auflösung der österreichischen Demokratie und die Gründung eines präfaschistischen Ständestaates markiert, steht der Protagonist gleichgültig gegenüber. Ihm und seinen Freunden sind schon längst Maßstäbe für eine kritische Beurteilung von politischen und sozialen Ereignissen ihrer Zeit und ihre historische Kontextualisierung abhandengekommen. Hat man ihre intellektuelle Lähmung vor Augen, kann es nicht verwundern, dass sie die Gefährlichkeit der politischen Entwicklung in Österreich nicht erkennen. Unfähig, sich mit der grausamen Realität auseinanderzusetzen, von Selbstmitleid verblendet, können sie zu keinen grundsätzlichen politischen Einsichten kommen.

Eine radikale Kritik an der zeitgenössischen österreichischen Politik kommt daher nicht vom Protagonisten und seinen Freunden, sondern von einem Außenseiter, dem Bruder des Grafen Chojnicki, der sich seit Jahren in der Wiener Irrenanstalt befindet. Als Hauptgrund für den Zusammenbruch

Österreich-Ungarns wie auch für die politisch-gesellschaftliche Misere in der Ersten Republik nennt er vor allem deutschnationalistische Tendenzen. Denn, so Chojnickis Bruder Josef, »nicht unsere Tschechen, nicht unsere Serben, nicht unsere Polen, nicht unsere Ruthenen« hätten die Monarchie »verraten, sondern nur unsere Deutschen, das Staatsvolk«. <sup>19</sup> Eine Fortsetzung dieser Politik sieht der merkwürdige Insasse der Psychiatrie im Deutschnationalismus der politischen Eliten in der Alpenrepublik, insbesondere bei den Sozialdemokraten, eine Entwicklung, die seiner Meinung nach für die Aushöhlung der österreichischen staatlichen Souveränität nach 1918 verantwortlich ist: »Die Sozialdemokraten haben verkündet, daß Österreich ein Bestandteil der deutschen Republik sei; wie sie überhaupt die widerwärtigen Entdecker der sogenannten Nationalitäten sind. Die christlichen Alpentrottel folgen den Sozialdemokraten. Auf den Bergen wohnt die Dummheit [...].« <sup>20</sup> Dem psychisch verstörten Chojnicki, dessen Einwände in vieler Hinsicht an jene von Thomas Bernhards »Geistesmenschen« erinnern, legt Roth einen Satz in den Mund, den er in einem später entstandenen Beitrag im *Schwarz-gelben Tagebuch* im Februar 1939 selbst verwendet: »Österreich ist kein Staat, keine Heimat, keine Nation. Es ist eine Religion.« <sup>21</sup> Aus Österreich – so die Meinung Chojnickis und seines Autors – lasse sich keine »sogenannte Nation« machen, weil »wir eine Übernation sind, die einzige Übernation, die in der Welt existiert hat.« <sup>22</sup>

In der Romanfiktion wirken diese Worte nicht nur als nostalgische Erinnerung an das Habsburger Vielvölkerreich, sondern auch – hat man die Entstehungszeit der *Kapuzinergruft* vor Augen – als Bekundung der Trauer um die Republik Österreich, die zeitgleich von den Hitler-Truppen besetzt und unter dem Jubel vieler Österreicher »heim ins Reich« geholt wurde. Von seinen Freunden wurde Trotta zwar auf die angespannte politische Lage aufmerksam gemacht, doch all ihre Worte sollen »ohne jede Wirkung an [s]einem Ohr« <sup>23</sup> vorbeigerauscht sein. Umso größer war seine Überraschung, als bei einem seiner regelmäßigen Kaffeehausbesuche »ein seltsam gekleideter junger Mann« ins Lokal stürzte und den aufgeregten Gästen begeistert zurief: »Volksgenossen! Die Regierung ist gestürzt. Eine neue deutsche Volksregierung ist vorhanden!« <sup>24</sup>

19 Roth: *Die Kapuzinergruft*, S. 952.

20 Ebd., S. 973f.

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Ebd., S. 979.

24 Ebd.

Als ein »Exterritorialer [...] unter den Lebendigen«,<sup>25</sup> wie er selbstkritisch in seinem Lebensbericht schreibt, kannte er den Jargon und die Bekleidung der Nationalsozialisten überhaupt nicht, so dass Trotta – im Gegensatz zu anderen Gästen und zum Personal, die sich augenblicklich entfernen – als letzter im Café bleibt und erst allmählich den Ernst der Situation zu begreifen beginnt. Als er das Kaffeehaus verlässt und sich verzweifelt auf den Weg zur Kapuzinergruft begibt, scheint es ihm retrospektiv, als sei er einer völlig verwandelten Welt begegnet, deren Sinn ihm vorerst völlig fremd erscheint. Bei den »wildfremden Kreuze[n]«, die er am Morgenhimmel zu sehen glaubt, handelt es sich wohl um die imaginierten Hakenkreuze der Nationalsozialisten, jener politischen Kraft, die in Kürze auch die österreichischen Geschicke bestimmen wird. Trotta bemerkt zwar »die greisen Laternen, die noch nicht, in dieser Nacht nicht, erloschen waren«,<sup>26</sup> doch bald soll über Österreich die endgültige Finsternis hereinbrechen.

### 3.

Ein vergleichbares Bild benutzt Roth auch in seinem ersten journalistischen Text, den er nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich in der Pariser Exilzeitschrift »Das Neue Tage-Buch« unter dem vielsagenden Titel *Totenmesse* am 19. März 1938 veröffentlicht hat. Im Gegensatz zu seinem politisch desinteressierten Helden Trotta, der ihm unbekannte Kreuze über Wien wahrzunehmen glaubt, sieht sein Autor Roth wenige Tage nach der Besetzung Österreichs, dass sich der »Stephansturm« bald durch »das Hakenkreuz in ein Unwahrzeichen verwandel[n]«<sup>27</sup> werde. Während dem Wiener Dom, wie er mit Blick auf die glorreiche Geschichte des Habsburger Reiches und seiner jahrhundertelangen Kriege mit dem Osmanischen Reich in Erinnerung ruft, »der Halbmond erspart geblieben ist«, »rattern« über ihm, aber auch unter »dem milden Himmel, in dessen Wölbung und Wolken die Melodien Beethovens und Mozarts und Bruckners beinahe greifbar schweben«, »von nun an die stählernen Vögel Deutschlands, die Raubgeier von Preußen«; auch »über der Kapuzinergruft flattert die alte schwarz-weiß-rote Feindin«. <sup>28</sup>

25 Ebd.

26 Ebd., S. 982.

27 Roth: *Werke* 3, S. 1282.

28 Ebd.

In der *Totenmesse*, einem eigenartig-bitteren Requiem auf Österreich, lassen sich auch weitere wichtige thematische Schwerpunkte aus der *Kapuzinergruft* und anderen fiktionalen wie nichtfiktionalen Exiltexten Roths festhalten, die auf die postimperiale Situation in Zentraleuropa argumentativ rekurrieren, insbesondere die Entgegensetzung des positiv konnotierten Imperiums und des negativ konnotierten Nationalstaats. Thematisiert wird auch der Gegensatz von Zentrum und Peripherie in imperialen (und postimperialen) Staatsformationen; die ethnische, kulturelle und konfessionelle Vielfalt imperialer Gebilde im Gegensatz zur Einförmigkeit der Nationalstaaten; hingewiesen wird auf die Gefahr rechts- wie auch linksradikaler politischer Tendenzen, namentlich auf die zunehmende ›Borussifizierung‹ Deutschlands durch das nationalsozialistische Regime und dessen imperialistische Ansprüche, vor allem auf Österreich. So würde ein »ahnungslose[r] amerikanische[r] Besucher«, bemerkt Roth, im »alten Österreich« kaum zwischen dem Sozialdemokraten Friedrich Adler, dem Kaiser Franz Joseph oder dem christlich-sozialen Bürgermeister Lueger unterscheiden können, genauso wie er »leicht den Minister Bilinski aus Galizien mit Masaryk« hätte »verwechseln können und den Juden Mendel Singer aus Mähren mit dem Kroaten Korovec«; aber »auch im neuen Österreich«, wie Roth – bei all seinen kritischen Vorbehalten zur Ersten Republik – mit Nachdruck erklärt, »war die latente Bereitschaft vorhanden, diesen barocken, produktiven, selbstironischen, agilen Elan zur Mischung, zur ›Verschlungenheit‹, zur körperlichen, mit Händen greifbaren Toleranz also zu erneuern.«<sup>29</sup> Denn, pointiert Roth, »600 Jahre Habsburg konnten nicht ausgelöscht werden von der Stupidität der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel«, aber jetzt »endlich sind sie es. Einer aus Braunau hat es getan. Er hat Österreich verlinzert, also ist es verloren...«<sup>30</sup>

Noch vier Jahre davor machte sich Roth in dem Artikel *Ohne Deutschland ist Europa eine Macht*, veröffentlicht in der Prager Zeitschrift »Die Wahrheit« vom 20. Dezember 1934, Hoffnungen auf eine »europäische Solidarität« gegen das Hitler-Deutschland gemacht – denn mit ihm sei »Europa ein Unfug«,<sup>31</sup> man solle es daher aus der internationalen Gemeinschaft ausschließen. Im März 1938, als die europäische Öffentlichkeit dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich passiv zusieht, werden diese Erwartungen als Illusion verworfen: »Die Welt ist«, schreibt Roth im Artikel *Die Totenmesse*, »Preußen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb«;

29 Ebd., S. 1284.

30 Ebd., S. 1285.

31 Ebd., S. 922.

die Welt, fügt er hinzu, »verhandelt indessen mit Ribbentrop. Quos Deus perdere vult...«<sup>32</sup>

Die Roth-Biographien weisen mit Nachdruck darauf hin, dass sich das politische Engagement des österreichischen Autors im Exil nicht nur auf die publizistische Tätigkeit beschränkt habe, sondern sich in den 1930er Jahren – wenngleich schon von manchen Zeitgenossen mit Verwunderung wahrgenommen, von anderen auch belächelt – immer mehr, in zahlreichen Essays und Zeitungstexten, auf die monarchistisch-legitimistische Idee bezogen und sich sogar auf die politischen Aktivitäten der österreichischen Legitimisten um den Thronprätendenten Otto von Habsburg erstreckt habe. In diesem Zusammenhang wird etwa Roths – natürlich vergeblicher – Versuch erwähnt, im Auftrag der Legitimisten in Wien, nur wenige Tage vor dem Anschluss, dem Bundeskanzler Schuschnigg eine Machtübertragung an Otto von Habsburg vorzuschlagen, womit sich – so die Hoffnung – die Möglichkeit für einen Widerstand gegen die eindringenden deutschen Truppen hätte ergeben können.<sup>33</sup>

Es ist in der Tat nicht leicht, von einer liberal-demokratischen Warte Verständnis für Roths legitimistisch-monarchistische Positionen aufzubringen, nicht zuletzt auch deswegen, weil sie offensichtliche Widersprüche aufweisen. So bekennt er sich etwa zum klassischen monarchischen Prinzip, wonach die Macht des Monarchen aus dem Gottesgnadentum und nicht – wie in den zeitgenössischen europäischen Monarchien – aus der Volkssouveränität hervorgeht. Andererseits aber, wenn er ein mögliches Vorbild für die Erneuerung der Habsburger Monarchie vorschlägt, bezieht er sich vor allem auf die modernen monarchischen Staaten wie Belgien oder skandinavische Königreiche, die jedoch in ihren Verfassungen das Volk zum souveränen Träger der Staatsgewalt erklärt haben. Widersprüchlich erscheint auch Roths Beharren auf dem sogenannten schwarz-gelben Legitimus, d.h. auf der Forderung nach einer Restaurierung der Donaumonarchie in ihrem ursprünglichen Umfang, einem Programm, das die offiziellen österreichischen Monarchisten bereits 1930 zugunsten eines rot-weiß-roten, d.h. auf die Erste Republik zugeschnittenen legitimistischen Anspruchs aufgegeben hatten, während Roth bis zuletzt für eine Restauration des alten Habsburger Reiches schwärmte.<sup>34</sup>

Bei den Erklärungsversuchen für dieses aus heutiger Sicht eher skurrile politische Engagement würde man zweifellos zu kurz greifen, wenn man

32 Ebd., S. 1285f.

33 Vgl. Bronsen: *Joseph Roth*.

34 Dazu ausführlich: Spieth: *Politisch sehn, falsch sehn*.

darin bloß eine naiv-kapriziöse Attitüde des ansonsten lobenswerten Autors sehen – und dabei womöglich auch auf dessen grassierende Alkoholsucht hinweisen wollte. Nicht zu verkennen ist jedenfalls, und so argumentiert auch die neuere Forschung, dass sich Roth im Gegensatz zu vielen anderen Schriftstellerkollegen von Anfang an keine Illusionen über die beiden totalitären Ideologien des 20. Jahrhunderts machte, den Hitler'schen Faschismus und den Stalin'schen Kommunismus. Dass er sich sehr früh auch von der sozialdemokratischen Bewegung wegen ihrer großdeutschen Anschlusspolitik verabschiedete und kritisch auch zum österreichischen Klerikalismus stand, wurde bereits erwähnt. Seiner realistischen Einschätzung der dominanten zeitgenössischen politisch-ideologischen Tendenzen stehen jedoch – wie Klaus Pauli bemerkt – »die Illusionen seiner eigenen politischen Anschauungen, etwa sein Eintreten für den Legitimus, oder, in Verbindung mit jenem, seine Überschätzung des Katholizismus (auch in seiner historischen Mission), gegenüber«; dass sich Roth mit Nachdruck für diese Positionen einsetzte, ließe sich nach Pauli eher als ein »taktisches Kalkül« deuten, »die Monarchie der Nilpferdpeitsche Hitlers« vorzuziehen« und weniger als Ausdruck einer »in allem zweifelsfreien, leidenschaftlichen Überzeugung«.<sup>35</sup>

Verschiedenen Spuren dieser biographisch bedingten Disposition des Autors begegnet man auch in der Artikelserie *Schwarz-gelbes Tagebuch*, die in Roths letzten Lebensmonaten, zwischen Februar und Mai 1939, in der legitimistischen Exilzeitschrift »Die österreichische Post« in Paris erschienen ist. Viel aufschlussreicher erweisen sich für unseren Zusammenhang jedoch die zentralen Themenfelder der postimperialen Situation, die von Roth auch in diesem diaristischen Zyklus in den Vordergrund gerückt werden. Dass er sein Augenmerk vor allem auf den – wie es im Frühjahr 1939 schien – unaufhaltsamen Aufstieg des nationalsozialistischen Imperiums in Mitteleuropa richtet, liegt auf der Hand, hatte doch das Dritte Reich schon zwei Nachfolgeländer der Donaumonarchie, Österreich und die Tschechoslowakei zerschlagen und nur wenige Monate danach – was Roth nicht mehr erleben wird – mit dem Angriff auf Polen einen neuen Weltkrieg entfacht. Unter diesen Umständen verwundert es auch nicht, dass Roth das multiethnische Habsburger Reich als positives Gegenbild zu Hitler-Deutschland, dem absoluten Höhepunkt des »borussischen Germanismus« darstellt.

Bereits am Anfang seiner Tagebuchaufzeichnungen, am 15. Februar 1939, legt Roth ein energisches Bekenntnis zur österreichischen Identität

35 Pauli: *Joseph Roth*, S. 33.

ab, wozu er sich offensichtlich nicht nur durch die Negation Österreichs aus der Perspektive des großdeutschen Nationalismus veranlasst fühlt, sondern gleichermaßen auf ein allgemeines Unverständnis für die österreichische Frage bei den ›Reichsdeutschen‹ – auch bei jenen, die dem österreichischen Staat durchaus wohlgesinnt sind – hinzuweisen sucht. So berichtet er von einem Gespräch, das er am Vortag »mit einem deutschen Schriftsteller, einem reichsdeutschen wohlgemerkt« geführt habe, offenbar einem Exilanten wie er selbst, der nicht nur dem Anschluss ablehnend gegenüberstehe, sondern auch »zum Unterschied von den meisten seiner Landsleute und Kollegen, glaube, daß die Österreicher keine Deutschen seien«; denn, so seine Erläuterung: »Die Österreicher sind lateinisch. Sie sind ein Völkchen. Wir sind ein Volk. Ihr Witz behagt mir nicht.«<sup>36</sup> Empört über die »Geringschätzung«, die sein deutscher Schriftstellerkollege an den Tag lege, indem er dem »deutschsprachigen Österreicher« ›Leichtlebigkeit‹ und ›Leichtfertigkeit‹ bescheinige, »als ob er nicht ein Überrest einer Vielsprachigkeit wäre, sondern ein geschlossenes Völkchen«; Roth erinnert ihn daher daran, dass »1918 nicht nur der österreichischen Welt ihre Gliedmaßen amputiert [wurden], das heißt die Kronländer, sondern eher noch diesen das Herz«.<sup>37</sup> Daher – argumentiert Roth weiter – sei »der Österreicher deutscher Sprache [...] nicht etwa lateinisch ›leichtlebig‹, sondern schmerzerfüllt, ja tragisch«; denn, »wie im Zentralnervensystem noch amputierte Gliedmaßen Schmerzen bereiten, so uns alle Stämme und Völker der Monarchie. Aus diesen schmerzhaften Erinnerungen schöpft der österreichische Charakter, wie damals von den Völkern, als sie noch mit uns lebten. Auch damals war es schmerzlich, ein Österreicher zu sein, sehr oft schmerzhaft.«<sup>38</sup> Die Bemerkung seines deutschen Gesprächspartners, mit einer solchen Argumentation werde er sentimental, scheint Roth nicht zu überraschen, denn – so seine ironische Schlusspointe – »er ist ein harter Mann aus dem Norden«.<sup>39</sup>

Sentimentale, stellenweise auch pathetische Töne schlägt Roth an, wenn es um österreichische Themen und insbesondere, wenn es um den habsburgischen Legitimitismus geht. Eine Begegnung mit dem Thronprätendenten Otto von Habsburg, in den Roth bekanntlich große Hoffnungen setzte, regt den Autor dazu an, eine neue Variation seiner schon öfters formulierten Gedanken über die Restauration der Donaumonarchie zu präsentieren.

36 Roth: *Werke 4*, S. 743.

37 Ebd.

38 Ebd.

39 Ebd.

Ihm sei es bewusst, so Roth, dass der »Habsburgische Kaisergedanke [...] zu groß für ein so kleines Land« sei, er wisse auch, »daß der Habsburger, die unsichtbare Krone auf dem Haupt, ein Symbol ist, mehr als ein Herrscher«. Österreich sei also nicht als eine geopolitische Realität, sondern als ein geistiges Reich, als eine Vision, als eine Idee aufzufassen – oder, wie es der Autor leicht variiert in Anlehnung an die Aussage des Grafen Chojnicki aus der *Kapuzinergruft* ausdrückt: »Diese Tatsache ist so greifbar deutlich, wie jene gewesen ist, als wir noch ein Reich hatten: daß Österreich mehr war als ein Vaterland, nämlich fast eine Religion.«<sup>40</sup>

Mit einer weiteren, noch öfter in verschiedenen Texten variierten Behauptung sucht Roth eine Kontinuität zwischen der alten und der neuen, imaginierten Monarchie herzustellen: Er will Otto bereits gesehen haben, als dieser noch »ein Kind, die Hoffnung Österreichs« gewesen sei, nämlich als Roth 1916 dem Begräbnis des Kaisers Franz Joseph als »einer seiner vielen Soldaten« beigewohnt habe, »im Spalier vor der Kapuzinergruft, in der unsere Traditionen ruhen, aber nicht begraben sind«. Auch jetzt, so Roth, »wenn ich den Kaiser Otto sehe, denke ich alter Schwarz-Gelber, Gott sei Dank rettungsloser Schwarz-Gelber, an jenen Tag, an diese Traditionen.« Daraus, dass er zunächst ein Soldat Kaiser Franz Josephs I., darauf auch seines kurzzeitigen Nachfolgers Karls I. gewesen sei, und dass er heute – wie er im *Schwarz-gelben Tagebuch* bekräftigt – »einer seiner«, Ottos, Soldaten sei, leitet Roth eine gegenseitige Beglaubigung ab. Auf der einen Seite wird Roths Loyalität zu Otto von Habsburg in die Zeit der Donaumonarchie zurückdatiert, auf der anderen wiederum erhält »Kaiser Otto« durch die Loyalitätsbekundung eines »seiner« Soldaten zusätzliche Legitimation für die Gegenwart. Somit wird die »Hoffnung Österreichs« zu einer altösterreichischen Kontinuität in der Gegenwart, in der über »unser Land [...] der preußische Stiefel stampft«.<sup>41</sup>

Roth selbst war es sicherlich klar, dass sein leidenschaftliches Plädoyer für eine neue habsburgische Monarchie keine Aussichten auf Umsetzung in der damaligen politischen Realität hatte, in der sich gerade ein großdeutsches völkisches Imperium auf Kosten ehemaliger k.u.k.-Länder zu verbreiten beginnt. Und immerhin bieten seine späten journalistischen Arbeiten wie das *Schwarz-gelbe Tagebuch* – sieht man von habsburgisch-legitimistischen Gedankenspielen ab – eine scharfsinnige Analyse der aktuellen bedrohlichen politischen und gesellschaftlichen Situation in Europa. Wie schon in seiner früheren Publizistik, geht Roth auch bei seinen kurzen

40 Ebd., S. 745–746.

41 Ebd., S. 746–747.

und pointierten Tagebucheinträgen von einer scheinbar zufälligen, aber durchaus charakteristischen Momentaufnahme aus und leitet daraus eine oft doppelbödig und hintersinnig formulierten These ab. Der Scharfsinn seines analytischen Blicks liegt vor allem im Umgang mit den totalitären politischen Ordnungen, vor allem selbstverständlich mit dem Hitler-Deutschland, jenem »Unheiligen Reich«,<sup>42</sup> welches sich immer aggressiver gebärde und offenbar auf einen neuen großen Kriegskonflikt vorbereite.

So registriert Roth in der Tagebucheintragung vom 1. März 1939, wie »der Krieg gleichsam in den Frieden« einzugehen beginne, »mit all seinen fürchterlichen Symbolen«, wie etwa den Alarmsirenen, die »[j]eden Donnerstag zwölf Uhr« in Paris ertönen: Sie heulen »wie Höllenhunde heulen mögen, aber das Leben der Stadt kümmert sich nicht um sie«. Dieser allmähliche Übergang vom Frieden in den Krieg, »mit seinen ›lokalen‹ Bürgerkriegen, mit seinen Opfern, den Toten, den heimatlos Werdenden«, deutet für Roth unmissverständlich darauf hin, dass die »Diktatoren [...] den Weltfrieden vom Zaun gebrochen« haben.<sup>43</sup>

Auf die Nachricht von der Zerschlagung der »Rest-Tschechei« durch das Nazi-Deutschland am 15. März reagiert Roth im *Schwarz-gelben Tagebuch* mit einem drastischen Bild: Im Augenblick, in dem sich »die Boa constrictor [...] um den Prager Hradschin schlingt«, sollten mitteleuropäische Völker solidarisch sein und »für alle Zeit vergessen«, was voreilig und unüberlegt gesagt wurde, wie etwa die Parole »Lieber Hitler als Habsburg«, die in der Tschechoslowakei gehört wurde: »Im Unglück sind sie unsere Brüder geworden, wie sie es gewesen waren in der alten Monarchie.« Denn, so Roth, nie »seit dem Umsturz 1918, den ihr [Tschechen] ebenso hartnäckiger wie leichtfertigerweise begrüßt habt, waren wir einander so nahe!« Der Umstand, dass das »Unheilige Reich [...] eine fürchterliche Wirklichkeit werden« würde, solle alle Mitteleuropäer miteinander verbinden: »Wir sind aneinander gekettet, Tschechen, Österreicher, Kroaten, Slowaken! Und Ungarn!«<sup>44</sup>

Einige Tage davor, im Notat vom 11. März, richtet Roth einen Aufruf an die Österreicher, an diesem Tag, dem »Datum eines Todestages«, an dem sich der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich jährt, nicht den Mut zu verlieren. Denn, wie er berichtet, bei »der Messe in der Pariser Dominikaner-Kapelle spielte man das ›Gott erhalte‹«, wobei er »Frauen und Männer weinen« gesehen habe: »Österreich«, ist sich Roth gewiss,

42 Ebd., S. 756.

43 Ebd., S. 749.

44 Ebd., S. 756.

»stirbt nicht, solange man um es weint« – und fügt einen bitteren Kommentar hinzu: »Niemand war es den Österreichern klar, daß sie ihr großes Land verloren hatten, im November 1918. Erst ihr kleines, rot-weiß-rot angestrichenes mußten sie verlassen, bevor sie sich vollkommen des alten schwarz-gelben bewußt geworden waren.«<sup>45</sup> Wie sich die politischen Verhältnisse in Mitteleuropa unter dem Druck der antisemitischen Hetze aus Nazi-Deutschland drastisch geändert haben, zeigt Roth an einem Beispiel aus Ungarn, wo »ein Ministerpräsident [...] wegen seiner jüdischen Urgroßmutter« zurückgetreten sein soll. Früher mit »seinen Witzen [...] oft die Welt überschüttet«, erzeuge Ungarn jetzt »ein heillooses Pathos, abgelauscht dem borussisch-deutschen und nicht einmal richtig. Denn bei den Preußen gibt's keine Schlamperei dieser Art. Dort werden die Urgroßmütter einfach abgeschafft, wo sie stören könnten.«<sup>46</sup>

Wenngleich ein erklärter Legitimist, zeigt sich Roth doch als ein Verteidiger der Demokratie im Augenblick, in dem schon die Mehrheit der europäischen Länder autoritär regiert oder – wie die Tschechoslowakei – gerade vom Dritten Reich zerschlagen wird. In seinen verbalen Attacken gegen die zeitgenössischen Diktatoren schreckt er auch vor größten Schmähungen nicht zurück – Mussolini, der »wie der Golem der Katzlmacher« aussehe, habe bereits Österreich verraten und gefährde nun mit seiner aggressiven Politik die südliche Flanke der ehemaligen k.u.k.-Monarchie. Roth verweist daher abermals auf den Fehler, das Habsburger Reich aufzulösen und an seiner Stelle schwache Nationalstaaten auszurufen: »In dem Augenblick, in dem man aus dem Herzstück Europas einen Völkerbrei gemacht hat, einen Staatenbrei, war die Ruhe dieses Erdteils dahin [...]. Man hat den Doppeladler verjagt: und die Aasgeier sind gekommen...«<sup>47</sup>

Roths letzter Eintrag in das *Schwarz-gelbe Tagebuch* fällt auf den 1. Mai 1939, nur wenige Wochen vor seinem Tod. Wiederum geht es um ein signifikantes Bild, diesmal eines, das den unverwüstlichen tschechischen Humor evoziert. »Ein tschechischer Friseur« soll »an seiner Ladentür ein Schild angebracht« haben: »»Hier werden deutsche Soldaten gratis rasiert. Man begnügt sich mit einem Trinkgeld.« Der germanische Tolpatsch wird mit seinen Tanks gegen die tschechische Ironie nicht aufkommen.«<sup>48</sup> Der »tierische Ernst«<sup>49</sup> der Nazis wird von Roth in einer bitterbösen Schluss-

45 Ebd., S. 752.

46 Ebd., S. 747.

47 Ebd., S. 760–776.

48 Ebd., S. 764.

49 Ebd.

pointe als unterlegen im Vergleich zum tschechischen Humor vorgeführt: »[E]in tschechischer Friseur schlägt mit einem einzigen Plakat einen Maler« – gemeint ist natürlich Hitler –,

der vor dreißig Jahren noch sich glücklich geschätzt hätte, ein Schild für einen tschechischen Friseur herstellen zu können. Wahrscheinlich hat er auch welche hergestellt. Nichts ist mehr nachzuprüfen. Er ist in dem gleichen Maße darauf bedacht, seine Vergangenheit zu verdunkeln, wie er sich bemüht, unsere Gegenwart zu verdunkeln.<sup>50</sup>

## Literaturverzeichnis

- Barkey, Karen; Hagen, Mark von (Hgg.): *After Empire. Multiethnic Societies and Nation-building. The Soviet Union and the Russian, Ottoman and Habsburg Empires*. Boulder: Westview Press 1997.
- Bronsen, David: *Joseph Roth. Eine Biographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1993.
- Burbank, Jane; Cooper, Frederick: *Empires in World History. Power and the Politics of Difference*. Princeton: Princeton University Press 2010.
- Darwin, John: *After Tamerlane. The Rise and Fall of Global Empires 1400–2000*. London: Bloomsbury 2007.
- Doppler, Alfred: »Die Kapuzinergruft«: Österreich im Bewußtsein von Franz Ferdinand Trotta. In: *Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption*. Hgg. Michael Kessler, Fritz Hackert. Tübingen: Stauffenburg 1990, S. 91–98.
- Englmann, Bettina: *Poetik des Exils. Die Modernität der deutschsprachigen Exilliteratur*. Tübingen: Niemeyer 2001.
- Münkler, Herfried: *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft. Vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Berlin: Rowohlt 2005.
- Leonhard, Jörn; Hirschhausen, Ulrike von: *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010.
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: C. H. Beck 2009.
- Osterkamp, Jana: *Kooperatives Imperium. Politische Zusammenarbeit in der späten Habsburgermonarchie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018.
- Pauli, Klaus: *Joseph Roth: Die Kapuzinergruft und Der stumme Prophet*. Frankfurt/M., Bern, New York: Peter Lang 1985.
- Roth, Joseph: *Die Kapuzinergruft*. In: ders.: *Werke 2*. Hg. Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1975, S. 863–982.
- Roth, Joseph: *Werke 4*. Hg. Hermann Kesten. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1976.
- Spieß, Alexander: *Politisch sehn, falsch sehn. Anmerkungen zu Joseph Roths Legitimismus*. Dissertation. Universität Tübingen: Tübingen 2009.
- Sternburg, Wilhelm von: *Joseph Roth. Eine Biographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009.

50 Ebd., S. 1476.

### Zusammenfassung

Die Verlusterfahrung, die den Untergang des habsburgischen Vielvölkerstaates begleitet, gilt als ein zentrales Thema im Œuvre Joseph Roths. Sowohl für die frühen ›Heimkehrerromane‹ und Reportagen wie auch für die späten, nostalgisch getönten Erzählwerke und publizistischen Texte ist eine Konstellation postimperialer Verflechtungen charakteristisch, die mit dem Zerfall eurasischer Imperien und der Entstehung neuer Nationalstaaten verbunden ist. Dieser Problematik wird anhand zweier repräsentativer Werke näher nachgegangen. Dabei geht es um den Stellenwert postimperialer Diskurse in Roths Spätwerk und ihre spezifische Ausformung in fiktionalen bzw. in journalistisch-essayistischen Textformaten.

### Schlüsselwörter

Joseph Roth, Imperienforschung, postimperiale Diskurse

### Sažetak

Jedna od središnjih tema u djelu Josepha Rotha jest iskustvo gubitka koje je obilježilo raspad multinacionalne Habsburške Monarhije. Rothovi rani ›povratnički romani‹ i reportaže, kao i kasniji nostalgični pripovjedni i publicistički tekstovi, obilježeni su konstelacijom postimperijalnih odnosa u kontekstu raspada eurazijskih imperija i nastanka novih nacionalnih država. Rad problematizira navedenu temu na temelju dvaju reprezentativnih djela, pri čemu je posebna pažnja posvećena ulozi postimperijalnih diskursa i njihovoj specifičnoj artikulaciji u fikcionalnim tekstovima s jedne i novinarskim tekstovima s druge strane.

### Ključne riječi

Joseph Roth, New Imperial History / Imperienforschung, postimperijalni diskursi